

Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band: 89 (1995)
Heft: 2

Artikel: Marga Bührig im Gespräch mit Ursa Krattiger : vom Ende der grossen Entwürfe und von der Notwendigkeit der Utopie
Autor: Bührig, Marga / Krattiger, Ursa
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-143880>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 09.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Vom Ende der grossen Entwürfe und von der Notwendigkeit der Utopie

«Weil ich nicht will, dass die Welt stirbt», heisst eine Reihe von Gesprächen, die in diesem Wintersemester von der Berner Arbeitsstelle KIRCHE IM DIALOG veranstaltet werden. In ihrer Einführung zum Programm schreibt Rosmarie Kurz: «Weil ich nicht will, dass die Welt stirbt, will ich an der Hoffnung festhalten. Wenn ich keine Vision mehr habe, dann kann ich nur verdrängen und vergessen, was doch mit Händen zu greifen ist: dass das herrschende System Opfer braucht, Menschen frisst, dass es die Lebenselemente vergiftet. Die Utopie liegt nicht in der Zukunft, sagt Irmtraud Morgner, sie liegt verschüttet in der Erinnerung des Menschen. Sie heute verteidigen heisst, sich gegen die Zerstörungsmechanismen der Gesellschaft wehren.» Begonnen hat die Reihe am 28. November 1994 mit einem Gespräch, das Ursa Krattiger, Redaktorin am Schweizer Radio DRS, mit Marga Bührig führte. Es stand unter dem Titel «Vom Ende der grossen Entwürfe und der Notwendigkeit der Utopie». In eindrücklicher Weise bekennt sich Marga Bührig zu ihrer Radikalität, zur «grossen Linie» des Feminismus, zur Bewegung der Liebe Gottes, die in der Welt wirksam ist durch uns, aber auch zur zunehmenden Ungeduld angesichts der nach wie vor patriarchalen, kapitalistischen, friedlosen Verhältnisse. In der Freundschaft bestätigt sich für Marga Bührig, dass Gott «Macht in Beziehung» ist. Herrschaftsfreie Bilder in biblischen Texten ermutigen zum Handeln, und sei es in noch so winzigen Schritten. Marga Bührig war viele Jahre Leiterin des Evangelischen Tagungs- und Studienzentrums Boldern in Männedorf und später Präsidentin des Ökumenischen Rates der Kirchen. Der Redaktor der Neuen Wege hat die Tonbandaufnahme des Gesprächs transkribiert, unwesentlich gekürzt und aus der Mundart übersetzt. Der vorliegende Text wurde von den beiden Gesprächspartnerinnen autorisiert. Red.

Der grosse Entwurf des Feminismus ist nicht zerbrochen

Ursa Krattiger: «Vom Ende der grossen Entwürfe und der Notwendigkeit der Utopie» – der Titel hört sich etwas abgehoben, allgemein, abstrakt an. Dennoch spüren wir, was gemeint ist: Hoffnungen sind zusammengebrochen, real-existierende Welten untergegangen. Statt dessen kam der Golfkrieg, dann der Krieg in Ex-Jugoslawien, obwohl wir meinten, dass Krieg in Europa unmöglich geworden sei. In der Schweiz gab es den Fichenskandal. Das Gerücht geht um, die Frauenbewegung sei tot. Der Lack ist ab. Der Atem ist auch Bewegungen ausgegangen, die wir einmal als sehr vital erlebten. Viele haben «Null

Bock auf nichts», andere flüchten in den Konsumrausch, der gerade jetzt in der Vorweihnachtszeit wieder gewaltig aufgeputscht wird. Trotzdem sprechen wir von der «Notwendigkeit der Utopie». Anfangen möchte ich mit einer Erinnerung. Ich kenne Marga Bührig seit etwa 15 Jahren...

Marga Bührig: ... Es sind mindestens 20 Jahre.

Ursa Krattiger: Du warst jedenfalls schon pensioniert, als Du einmal sagtest: «Je älter ich bin, desto radikaler werde ich.» Inzwischen sind weitere 10 Jahre verflossen. Du wirst nächstes Jahr 80 Jahre alt. Bist Du demnach um 10 Jahre radikaler geworden?

Marga Bührig: Einerseits ist es einfacher, radikaler zu werden, wenn man pensioniert ist. Viele Rücksichtnahmen fallen damit weg. Als Leiterin von Boldern war mir der Weg zur Radikalität durch einige Hindernisse verstellt. Ich habe neue Hindernisse erlebt, als ich Präsidentin des Ökumenischen Rates der Kirchen war. Heute, als Einwohnerin von Binningen, die Unterschrift unter missliebige Inserate zu setzen, ist noch immer mit gewissen Fragezeichen verbunden.

Andererseits würde ich «Radikalsein» heute anders umschreiben: Ich bin mir der Zerbrechlichkeit, aber auch der Notwendigkeit radikaler Entwürfe bewusster und dem Widerstand tiefer verpflichtet. Wenn man achtzig wird, gibt es keine Möglichkeit mehr, die Probleme zu vertagen. Insofern bin ich auch weniger bereit, mich anzupassen. «Radikal» hat sodann mit «Wurzeln» zu tun. Es bedeutet die Reduktion auf weniger, den Zwang zur Selektion, damit die *grosse Linie* deutlicher wird. Radikal bleibe ich in dem Sinne, dass ich auf dieser grossen Linie beharre, die ich nicht aufgeben will und kann. Insofern ist der grosse Entwurf des Feminismus nicht zerbrochen, sondern weiter verpflichtend.

Wir sind immer nur ein winziger Teil des Ganzen

Ursa Krattiger: Du sagst, einerseits werde die grosse Linie verpflichtender, andererseits kannst Du auch reduzieren. Fällt es Dir im Blick auf das viele, was geschehen sollte, nicht schwer, die grosse Linie durchzuhalten und gewisse, auch wichtige Dinge nicht zu tun?

Marga Bührig: Natürlich ist das schwierig. Ich habe immer wieder grosse Mühe, nur schon unter dem Stapel von Papieren, die mir liebe Freundinnen und Freunde aus verschiedenen Ecken der Welt zuschicken, auszuwählen, was ich überhaupt noch lesen kann und will. Es ist schwierig, aber unausweichlich.

Ich hatte die Ehre, als eine der Präsidentinnen des Ökumenischen Rates die Vorbe-

reitungsgruppe für die Weltkonvokation über Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung zu moderieren. Später war ich auch eine der Moderatorinnen der *Konferenz in Seoul*. In der europäischen Presse ist diese Konferenz schlecht weggenommen. Sie sei gescheitert und mit «Basel» nicht zu vergleichen. Offenbar haben damals die Leute, die von auswärts gekommen sind, gemeint, ganz Basel sei bekehrt worden... In der Millionenstadt Seoul war solches nicht möglich. Wir hatten auch nicht die Lichter auf dem Rhein... Aber wir haben dort darum gerungen, einen Bund zu schliessen, der verpflichtet. Das ist den Theologen ausserordentlich schwer gefallen. Sie konnten stundenlang darüber diskutieren, warum von einem Bund auszugehen sei, was denn überhaupt ein Bund bedeute, ob er sich biblisch begründen lasse – wobei gerade das wohl am besten biblisch begründbar war.

Am Tag nach der Konferenz habe ich die Vorbereitungsgruppe nochmals zusammengerufen. Wir erfuhren, dass eilige Journalisten und Journalistinnen in Europa bereits das Scheitern der Konferenz bekanntgegeben hatten. Ein Koreaner, mit dem ich in der Vorbereitungsgruppe oft gestritten hatte, sagte mir: «Alles ist verändert, wir sind jetzt miteinander verbündet.» Und ein Lateinamerikaner meinte: «Zum erstenmal glaube ich Euch, dass Ihr mit uns kämpft.»

Damals ist mir aufgegangen, dass ich nicht alles selber machen kann und muss. Wenn ich mich zu einem Bund für *Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung* verpflichte, bin ich immer nur ein winziger Teil des Ganzen. Aber ich halte das durch, weil ich weiss, es sind immer so und so viele andere Frauen und Männer beteiligt, so dass ich auch nicht alles allein tun muss.

Trotzdem habe ich oft ein schlechtes Gewissen. Das schlechteste Gewissen habe ich jenen Menschen gegenüber, denen ich im Lauf meines Lebens nie geantwortet habe, deren Briefe einfach liegen geblieben sind. Jetzt, da ich am Aufräumen bin, finde ich vieles davon wieder.

Wandlungsprozesse sind im Gang – trotz allen Rückschlägen

Ursa Krattiger: Verbündet-sein mit anderen und spüren, dass das, was ich tue, eingebettet ist in ein Ganzes, fügt sich zu einem schönen Bild wie die vielen kleinen Steine, die zusammen ein Haus ergeben. Hat sich in Deinem langen Blick auf die Zeitgeschichte etwas geändert an Deinen Vorstellungen über das Tempo von Problemlösungen? Siehst Du Probleme, von denen Du annimmst, dass sie sich in einem vernünftigen Zeitrahmen lösen liessen?

Marga Bührig: Das ist eine schwierige Frage. Die Antwort ist auch abhängig von Stimmungen und von Erfahrungen. Wenn ich hier wiederum reduziere und im Blick auf die «Frauenfrage» antworte, genauer: auf die Änderung der Welt im Blick auf den Abbau des Patriarchats, dann bringt mich jede Zeitungslektüre zum Verzweifeln: Es ist immer das gleiche.

Auf der andern Seite gibt es Entwicklungen, die mich an die Lernfähigkeit der Leute glauben lassen. Wenn ich an die Frauen denke, dann hat sich etwas geändert. Es sind mehr Frauen aufgestanden in den letzten 20 Jahren. Sie sind selbständiger geworden, haben gelernt, das Maul aufzutun, sind bereit, in Bern auf dem Bundesplatz zu demonstrieren. Sie stellen nicht einfach Forderungen ins Blaue hinein, sondern haben begriffen, dass die Gleichberechtigung nötig, aber nicht alles ist.

Auch in bezug auf *Umweltfragen* ist vieles bewusster geworden. Ich habe allerdings das Wort «Umwelt» nicht so gerne. Es erinnert immer noch an das alte Bild vom Menschen als der Krone der Schöpfung, und dann hat dieser Mensch auch noch eine Welt um sich herum. Als ob wir nicht ein Teil des Ganzen wären. Ich werde aber wütend, wenn ich sehe, wie die vielen Männer und wenigen Frauen in leitenden Funktionen diese Einsichten durchaus auch haben, ja mit wunderschönen Worten bestätigen – Rio ist so ein Beispiel, für was alles diese Leute sind –, ohne dass etwas passiert. Darum ist diese Bewusstseinsänderung zwie-

spältig. Sie vollzieht sich, aber braucht Zeit.

Ich kann es allerdings nicht ausstehen, wenn jemand mich fragt: «Frau Bührig, sind Sie endlich geduldiger geworden?» Nein, das bin ich nicht, im Gegenteil. Gleichzeitig weiss ich, dass solche Prozesse langsam sind. Das kann ich akzeptieren, um dran zu bleiben, nicht als Trost. Wandlungsprozesse sind trotz allen Rückschlägen im Gang, und zwar bei mehr Menschen, als wir oft annehmen.

Die lieben Kollegen Theologen haben gar nichts begriffen

Ursa Krattiger: Du hast Dich nicht umsonst eingesetzt. Es ist viel passiert...

Marga Bührig: ... aber ich meine jetzt nicht durch mich...

Ursa Krattiger: ... aber auch durch Dich, in dem Prozess, dessen Teil Du bist. Nur hat das noch zu wenig Wirkung. Es ist fast unerträglich auszuhalten, wie lange die Bewusstwerdungsprozesse dauern. Ich war im Initiativkomitee «Gleiche Rechte für Mann und Frau». Dann kam das Entsetzen, wie wenig das genügte, obschon der Gleichstellungsartikel jetzt in unserer Bundesverfassung steht. Auch das neue Eherecht, kaum ist es in Kraft, zeitigt negative Auswirkungen, obschon es uns zu so vielen Hoffnungen Anlass gab. Auch Gutgemeintes kann sich unter patriarchalen Bedingungen mindestens eine Zeitlang schlecht auswirken. Gibt es Gruppen und Bewegungen, von denen Du enttäuscht bist?

Marga Bührig: Enttäuscht bin ich schon, dass die Frauenbewegung nicht mehr Frauen erreicht hat. Wir sind immer noch zu wenige und zu elitär. Aber wütend bin ich vor allem auf meine lieben Kollegen, die Theologen. Ich bin nicht enttäuscht darüber, dass sie nicht begeistert sind von der *feministischen Theologie*. Das ist gar nicht anders zu erwarten. Wenn einem der Boden unter den Füßen weggezogen wird, ist das nicht so angenehm. Das möchte ich eigentlich auch nicht. Aber enttäuscht bin ich,

dass es so wenige Theologen gibt, die überhaupt bereit sind, sich auf dieses Gespräch einzulassen. Die Koreanerin Chung Hyun Kyung hat in Canberra gesagt: «Wir haben Ihnen jetzt 2000 Jahre lang zugehört, es wird Zeit, dass Sie auch einmal uns zuhören.» Es gibt fast keine Theologen, die wirklich etwas davon begriffen hätten. Das macht mich wütend. In der feministischen Theologie ist sehr viel von der historisch-kritischen Methode der Forschung aufgenommen worden. Dabei arbeiten Frauen mit anderen Prämissen als Männer, da sie eine andere Geschichte und eine andere Erfahrung haben. Längstens reden wir von einer Theologie, die etwas mit einem Kontext zu tun haben müsse. Und es ist immerhin wieder erlaubt, von «Erfahrung» zu sprechen, ein Wort, das in meiner Studienzeit an der theologischen Fakultät verboten war. Ich suche Brüder, die wissen möchten, wie wir es wirklich meinen.

Folge davon ist, dass Frauen keine feministisch-theologischen Dissertationen an einer normalen Uni schreiben können, dass wir *keine Professorinnen* bekommen. Wir haben hochbegabte katholische und reformierte Theologinnen. Die Kultur des Dialogs, wie wir sie in Boldern nach allen Richtungen versuchten, hat sich nicht weiter entwickelt. Die Dialogfähigkeit hat im Gegenteil abgenommen.

Die wirklich grossen Entwürfe sind nicht gestorben. Dem «realen Sozialismus» weine ich keine Träne nach. Ich glaube trotzdem nicht, dass alle *Ideen des Sozialismus* gestorben sind. Und der Feminismus hatte noch gar keine Zeit, zu sterben.

Ursa Krattiger: *Er hatte auch noch keine Zeit zu leben und sich voll zu entfalten. Ich möchte auf diese Nichtbeachtung der feministischen Forschung in Theologie und Philosophie näher eingehen. Mary Daly wird zum Beispiel in der zeitgenössischen Philosophie praktisch nicht wahrgenommen. Was Mary Daly behandelt, gilt als weibliches Sonderproblem. Wer die allgemeine Menschheitsgeschichte behandelt, muss dieses «Weiberzeug» nicht auch noch berücksichtigen. Das ist mehr als eine Ber-*

liner Mauer, die man wenigstens sprengen könnte, das ist eine unsichtbare Mauer in den Köpfen. Es wird letztlich überhaupt nicht ernst genommen, was Frauen arbeiten, denken, forschen. Dadurch wird auch verhindert, dass Frauen eine Geschichte bekommen. Schon 1897 hat Elisabeth Cady Stanton eine Frauenbibel mit allen frauenrelevanten Texten herausgegeben. Trotzdem müssen wir immer wieder bei Null anfangen. Es wird nichts von diesem Wissen weitergegeben, auch nicht in den Schulen.

Marga Bührig: Dazu eine Randbemerkung: *Ina Praetorius* hat ihre Dissertation, die in Zürich nicht akzeptiert wurde, in Heidelberg eingereicht. Aus der interessanten Untersuchung am Beispiel von sechs theologischen Ethikern in der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg geht hervor, dass kein einziger von diesen Männern die Frau unabhängig von Mann und Kindern behandelt hat.

Ursa Krattiger: *Ich möchte hier eine Mutmachergeschichte erzählen. Als die anglikanische Kirche beschloss, Frauen zum Priesteramt zuzulassen, sind viele anglikanische Priester römisch-katholisch geworden, um gegen diesen Beschluss zu protestieren. Ich habe mich gefragt: Warum passiert nicht auch das Umgekehrte? Dann erfuhr ich jedoch von belgischen Freunden, dass ein Theologe in Antwerpen, Professor Dobbelaere, zur anglikanischen Kirche übergetreten sei, um mit diesem Schritt auf das Papier des Papstes gegen das Frauenpriestertum zu reagieren. Dass wenigstens ein einziger «Mannsgoggel» das gemacht hat, finde ich grossartig.*

Marga Bührig: Es sind sicher mehr...

Ursa Krattiger: ... aber von diesen hört man erst recht nichts. Die Schweizer Zeitungen haben auch über den «Fall Dobbelaere» nichts berichtet.

Marga Bührig: Das Beispiel ist eine Ermutigung. Vielleicht finden wir doch noch Wege aus der Resignation.

Auf dem Weg zu einem Reich Gottes «von unten»

Ursa Krattiger: *Ich möchte mit Dir noch ein Modell des Denkens befragen, das sowohl in der jüdisch-christlichen als auch in der marxistischen Tradition eine durchaus analoge Welterklärung enthält: In der jüdisch-christlichen Tradition beginnt die Geschichte mit dem Paradies, dann kommt der Sündenfall, mit der Erlösung geht es dann wieder aufwärts, und am Schluss kommt die «restitutio in integrum», also wieder das Paradies. Im Marxismus ist es ganz ähnlich: Am Anfang ist das Paradies, nämlich die Urgesellschaft ohne Privateigentum, dann kommt der Sündenfall mit der Einführung des Privateigentums, dank der Revolution des Proletariats geht es wieder aufwärts, und zuletzt kommt wieder das Paradies, die klassenlose Gesellschaft. Ich habe dieses Strickmuster in meinem Bewusstsein weitgehend übernommen. Es könnte auch feministisch wiederholt werden: Den Anfang macht dann die matriachale Urgesellschaft, ihr folgt der Sündenfall des Patriarchats, dank der Frauenbewegung geht's heute aufwärts, und irgendwann ist alles wieder gut. Inzwischen habe ich an diesem V-Strickmuster für die Weltgeschichte meine abgrundtiefen Zweifel bekommen. Du hast mir gesagt, diese Denkfigur habe dich gar nie bestochen. Darum seist Du auch gar nicht so enttäuscht, wenn diese Aufwärtsbewegung zu wünschen übriglasse. Welches ist denn Dein Hoffnungs- oder Weltverbesserungsmodell? Wie stellst Du Dir vor, dass es weitergehen könnte?*

Marga Bührig: Ich kann nicht sagen, dass mich dieses Modell nie bestochen hätte. Was mich jedoch stets gestört hat, war die Vorstellung, dass dieser *neue Zustand* «von oben» her verwirklicht würde. Zum Reich Gottes, an das ich immer noch glaube, könnten wir überhaupt nichts beitragen. Wir seien zwar erlöst, aber immer noch «unten». Das Reich Gottes würde von Gott allein geschaffen. So habe ich es gelernt, so

aber kann ich es schon lange nicht mehr glauben.

Wenn Du mich jetzt fragst, wie ich mir diesen Zustand vorstelle, so gerate ich in Verlegenheit, weil ich mir diesen Zustand im Grunde nicht vorstellen kann. Erstens glaube ich nicht mehr, dass er «von oben» kommt, sondern dass er «von unten» kommen muss. Was ich mir vorstellen kann, ist so etwas wie ein Strom, der sich in viele kleine Bächlein auflöst, die das Land befruchten. Dieser Strom ist die *Bewegung der Liebe Gottes*, die in der Welt wirksam ist durch uns – natürlich nicht allein durch uns Christinnen und Christen. Es gibt ein wunderschönes amerikanisches Frauenlied, das diesem Bild entspricht. Es heisst «Woman river flowing on». Ein anderes Bild wäre dasjenige der *Vernetzung*, das in der Frauenbewegung eine wichtige Rolle spielt. Vernetzung ist nicht zu verwechseln mit rationell aufgebauten Organisation. Wie die Radikalität etwas Zerbrechliches ist, so kann auch dieses Netz reißen. Das also ist meine Vorstellung, wie es weitergehen könnte: horizontal und mit persönlicher, engagierter Teilnahme von vielen. Ich habe dafür auch biblische Bilder neu entdeckt.

Ursa Krattiger: *Könntest Du etwas über diese Bilder sagen?*

Marga Bührig: Mein Herz hängt an biblischen Vorstellungen vom Reich Gottes. Dazu gehört zum Beispiel das Bild vom *Gastmahl* in Jesaja 25. Es bedeutet, dass Gott die guten Gaben seiner Schöpfung für alle Menschen will. Weiter heisst es in diesem Text, «die Decke, die alle Völker bedeckt», würde zerrissen. In den Kommentaren habe ich für dieses Bild keine Deutung gefunden. Für mich geht es um eine Schicht, die über der Welt liegt und den Völkern den Blick aufeinander verwehrt. Mir ist das Bild in der Ökumene lebendig geworden: Indem diese Schicht weggezogen wird, entfallen all die Unwahrheiten, Verharmlosungen, Verschleierungen, Vorurteile.

«*Schwerter zu Pflugscharen*» ist ein

anderes Bild, das in der DDR viel gebraucht wurde. Ich kann nicht begreifen, dass Politik und Forschung die Rüstungskonversion, die wir in diesem Bild erkennen können, nicht ernsthaft an die Hand nehmen. Die biblischen Bilder helfen mir. Für mich ist wichtig, dass diese Bilder in der Bibel stehen. Nicht weil ich meine, dass Gott diese Bilder einmal an unserer Stelle in die Tat umsetzen werde, sondern weil sie eine Richtung weisen und Werte aufzeigen, für die ich leben möchte.

Ursa Krattiger: *Du sagst, diese Bilder seien keine Verheissungen, die irgendwann «von oben» verwirklicht würden. Diese Bilder bewirken vielmehr etwas in Dir, was für Dich wichtig ist, damit eine solche Vision Realität werden könnte.*

Marga Bührig: Ich habe einen wunderschönen Artikel von Luise Schottroff, einer feministischen Theologin und Professorin in Kassel, gefunden. Er ist im Buch «Der Traum aber bleibt» (herausgegeben von Norbert Sommer, Berlin 1992) erschienen. Darin vertritt Luise Schottroff einen «Sozialismus ohne Patriarchat». Sie schreibt: «Ich lebe davon, dass ich mir klar mache, wie ein Leben der Menschen in Gerechtigkeit und Frieden aussehen könnte. Wenn ich diese Vision verlöre, könnte ich das Unrecht nicht mehr erkennen. Wenn ich keine Vision mehr habe, werde ich unfähig, mich zu erinnern an die Ungerechtigkeit von Sozialismus und Christentum. Wenn ich keine Vision mehr habe, werde ich blind für das Unrecht des weltweiten Kapitalismus.» Ich brauche eine Richtschnur. Die Bilder, die ich erwähnt habe, sind auch sehr eng mit dem Feminismus verbunden. Es sind herrschaftsfreie Bilder, von denen ich auch schon etwas erfahren habe, mit denen ich leben kann. In den USA habe ich eine Frauentagung erlebt, die horizontal geleitet wurde und ohne Konkurrenz existieren konnte. Natürlich phantasieren ich auch etwas von meinen eigenen Wünschen in diese Bilder hinein. Aber dass es diese Bilder in der Bibel gibt, dass ich sie wieder lesen, mich

an sie erinnern, sie verwenden und für andere ausdeuten kann, ist für mich eine Hilfe. Sie ermutigen nicht etwa nur zum Warten, sondern zum Handeln – in winzigen, winzigen Schritten.

Gott als «Macht in Beziehung»

Ursa Krattiger: *Mich berührt, dass Du Ansätze von dem, was die Utopie malt, schon erlebt hast. Es gibt demnach Elemente dieser Utopie schon hier und jetzt unter uns Menschen auf der Welt. Wir haben sie schon geschmeckt, gegessen und getrunken. Wenn das im Kleinen möglich ist, dann ist auch mehr möglich, dann können wir dahin wirken, dass mehr möglich wird. Gibt es für Dich auch die Vision, dass einmal alles kehren, sich zum Guten wenden und so sein wird, wie wir es gerne hätten? Soll das überhaupt unsere Hoffnung sein?*

Marga Bührig: Einen Zustand, in dem alles nur gut wäre, kann ich mir nicht vorstellen. Die Hoffnung, dass ein solcher Zustand mit einer noch so friedlichen Revolution herzustellen wäre, habe ich verloren. Aber ich möchte mir mindestens die *Sehnsucht lebendig erhalten* und die offenen Augen, um zu sehen, wo etwas in diese Richtung sich bewegt. Ich liebe den Ausdruck «some day» in dem bekannten Lied «We shall overcome some day». Aber ich kann mir diesen Tag nicht vorstellen. Vielleicht wird diese Erde auch zerbersten. Was weiss ich.

Ursa Krattiger: *Das Modell «Sauerteig» ist für Dich überzeugender als diese Heilslinie, die nur aufwärtsgeht. Wir leben im Vorletzten und können daher keinen letzten Zustand erreichen. Heute begegnet uns bei feministischen Theologinnen und Philosophinnen immer mehr der Begriff «Liebe zum Leben». Hat der Begriff etwas mit dieser Sauerteigqualität zu tun?*

Marga Bührig: Ich habe in der feministischen Theologie endlich gelernt, nicht mehr zwischen einer überweltlichen Liebe Gottes und einer innerweltlichen Liebe der

Menschen zu unterscheiden. Ich habe schon als kleines Mädchen nie begriffen, wie ich diesen Gott lieben sollte. Ich habe Liebe immer mehr als eine *bewegende Kraft* empfunden, die in ganz verschiedenartigen Beziehungen unter den Menschen wirksam ist. Die amerikanische Theologin Carter Heyward nennt Gott «Macht in Beziehung». Ich habe begriffen, dass ich mich lösen muss von der Vorstellung eines allmächtigen Gottes über uns. Statt dessen sehe ich ihn oder sie im Leben, das sich entfaltet, im Leben, das uns zueinander führt, in der Liebe zur Schöpfung, in der Liebe überhaupt zum Lebenkönnen und Lebendürfen.

Ich weiss, dass es in den menschlichen Beziehungen sehr viel Missbrauch gibt, Eifersucht, Neid, Vergewaltigung usw. Ich glaube aber trotzdem, dass die Liebe stärker ist als der Tod. Das Zentrum der christlichen Botschaft ist die allumfassende Liebe Gottes, die sich aber unter den Menschen ausdrückt. Abgrenzungen wie diejenigen zwischen «Agape» und «Eros» sind mir jedoch abhandengekommen. Was haben wir gestritten, ob die beiden etwas miteinander zu tun haben könnten. Schliesslich ist «agape» für mich so langweilig, so voller Berührungängste geworden wie das Sitzen in den Kirchenbänken am Sonntagmorgen. Wenn ich glaube, dass die Grundkraft des Lebens Liebe ist und dass in diese Liebe sich hineinzustellen das Wichtigste ist, was ich im Leben tun kann, dann muss ich nicht mehr wissen, wann diese Liebe nun wirklich vollkommen ist. Ich mag nicht mehr abgrenzen zwischen dem Grossen und dem Kleinen. Gewiss kann niemand die Millionen Menschen dieser Welt umschlingen, entscheidend ist die immer stärkere Liebe zum Leben.

Als *lebendiges Beispiel* kenne ich in Zürich eine Frau, die fast zehn Jahre älter ist als ich, eine Malerin, die zwar allein lebt, aber umgeben ist von vielen Menschen. Wenn ich komme, erzählt sie mir, was ihr diese Verbundenheit bedeutet, auch über den Tod hinaus. Diese Verbundenheit lässt spüren, dass da eine Liebe ist, die nicht aufhört, eine Liebe, die auch die Angst

überwindet. Ich habe dieser Frau, die auf den Tod zugeht, versprochen, dass ich für sie die Abdankung halten und dabei über die Liebe, die nie aufhört, nach 1. Korinther 13 sprechen werde. Es gibt eine Realität von Geborgenheit, die diese Freundin und ich spüren und voneinander empfangen. Wenn ich dann nach Hause gehe und während der Tagesschau sehe, wie Menschen einander mit aller nur erdenklichen Grausamkeit abschlachten, dann frage ich: «Könnt ihr denn nicht begreifen, wie kostbar das Leben ist, wie sehr es unsere Liebe verdient? Statt dessen macht ihr diese Welt kaputt!»

Leidenschaftliche Sehnsucht nach Gerechtigkeit

Ursa Krattiger: So wie Du die Liebe zu den Menschen, aber auch zur Natur, zur Schöpfung erlebst, gibt es auch wieder mehr Platz für die Gegenwart. Die Liebe im Kleinen lässt Momente entstehen von einer Qualität, dass wir sie wiederholen, vermehren möchten. Sie werden die Samen von etwas Utopischem, dem wir zustreben. Beziehungen werden uns dann so wichtig, dass sie sich nicht mehr verschieben lassen auf irgendeine Heilszukunft. Diese könnte im Gegenteil gar nie zu wachsen beginnen, wenn wir nicht jetzt zu unseren Beziehungen Sorge trügen.

In Deiner Biographie hat mich beeindruckt, wie Du Dich 1959 an der SAFFA für das Frauenstimmrecht eingesetzt hast. Trotzdem ist das Frauenstimmrecht nicht gekommen, jedenfalls für ein paar Jahre...

Marga Bührig: Damals wollte ich auswandern...

Ursa Krattiger: Das kann ich gut verstehen. In einem knappen Jahr wirst Du 80 Jahre alt. Du hast nicht aufgehört, radikal zu sein, bist sogar zunehmend ungeduldiger geworden. Was lässt Dich letztlich auf die Sprengkraft der Hoffnung setzen statt zu resignieren? Du könntest ja auch sagen: «Es ist schwieriger, als wir alle angenommen haben, und es wird schwierig bleiben

auf dieser Welt.» Was ist der Kern Deiner aufrechten Radikalität?

Marga Bührig: Wenn ich das so genau wüsste! Es ist letzten Endes schon die *Freundschaft unter Menschen*, die mir bestätigt, dass Gott «Macht in Beziehung» ist. Ohne dieses Netzwerk könnte ich wohl nicht leben. Der Kern ist die leidenschaftliche Sehnsucht nach Gerechtigkeit. Diese Sehnsucht ist immer stärker geworden, je älter ich wurde. An sich hätte ich ja auch das Recht, im Lehnstuhl zu sitzen und das zu lesen, was ich wirklich lesen möchte, und nicht wieder das, was ich brauche, um mich für öffentliche Stellungnahmen zu informieren. Es ist nämlich schwierig, einen sogenannten Namen zu haben.

Was mir immer wieder Kraft zum *Widerstand* gibt, ist im Grunde der Entschluss, mich immer wieder an etwas zu beteiligen, das dieser Linie entspricht, von der ich gesprochen habe. Ich mache zum Beispiel in Basel bei den *Grauen Panther* mit. Nachdem ich in der ganzen Welt herumgekommen war, wollte ich etwas «sur place» machen. Ich wollte mit Menschen von ganz anderer Herkunft zusammenkommen. Die Grauen Panther sind eine Bewegung für Gerechtigkeit, nicht nur für betagte Menschen, sondern für Menschen in unserer Gesellschaft überhaupt. Ich muss einfach dabeisein. Das hält mich aufrecht.

Dasselbe gilt für meine Mitgliedschaft bei den *Frauen für den Frieden*. Diese können gewiss nicht einen Frieden in Gerechtigkeit für die Welt verwirklichen, aber sie können dran bleiben. Ähnliches wäre von der Begleitgruppe der *Frauenstelle für Friedensarbeit* des Christlichen Friedensdienstes zu sagen. Sie ist die einzige Organisation, in der ich schon seit zwölf Jahren mit dabei bin. Und solange sie mich nicht ausschliesst, werde ich auch nicht weggehen, weil hier ein Stück grundsätzlicher Auseinandersetzung mit den Widersprüchen in unserer unfriedfertigen Welt geleistet wird.

Glauben besteht für mich aus zwei Komponenten, einerseits aus dem *Geborgensein* in der Gottes- und Menschenliebe, die ich

nicht voneinander trennen kann, andererseits aus dem *Anruf* in bestimmten Situationen, dem ich nicht ausweichen kann. So war es in der Friedensbewegung, so bei unseren Tagungen mit Schwulen und Lesben in Boldern. Oder ich unterschreibe etwas, für das ich dann den Kopf hinhalten muss, zögernd zwar, weil es doch genug andere Menschen gibt, die das auch tun könnten. Und dann sind es doch wieder zu wenige, die diese Bereitschaft haben. Und ich muss es tun. Aber dies alles hält mich lebendig. Wenn ich nicht glauben würde, dass das letzte Ziel Gerechtigkeit ist, würde ich es nicht machen.

Eine Erfahrung der Schwesterlichkeit

Damit das alles nicht so todernst endet, möchte ich eine der schönsten Erfahrungen erzählen, die ich in den letzten paar Wochen machen durfte. Mich hat eines abends ein Mann von der Schweizerischen Verkehrszentrale angerufen und gefragt, ob ich Lust hätte, am 19. Oktober 1994 in Lausanne an einem Kongress über Tourismus und Kultur im Hotel Beaurivage mit der bereits erwähnten koreanischen Theologin *Chung Hyun Kyung* teilzunehmen. Ich hatte zwar keine Zeit, denn ich wollte an meinem neuen Buch arbeiten. Aber ich war neugierig, was wohl mit dieser Frau an einem solchen Kongress passieren würde.

Ich bin Schweizerin und Feministin und erlebe *Chung Hyun Kyung* als *meine Schwester*. Was also macht Frau als Schwester in einer solchen Situation? So bin ich denn an besagtem Mittwoch mit dem Zug nach Lausanne gefahren, um meiner Schwester einen Rückhalt zu geben in diesem Land, das sie kaum kennt. *Chung Hyun Kyung* hielt das Schlussreferat, hatte zuvor aber den ganzen dreitägigen Kongress mitgemacht. «Sag denen ja nicht zum voraus, was Du ihnen in Deinem Schlussreferat mitteilen wirst», hatte ich sie am Telefon gewarnt. «O no, I'll be a nice Asian girl», suchte sie mich zu beruhigen.

Dann ist sie aufgetreten in ihrer ganzen Schönheit. Sie hat es verstanden, mit ihrer

Sanftheit und ihrem unwahrscheinlichen Charme die wüstesten Sachen zu sagen. Über *Sextourismus* und ihre ganz direkten Erfahrungen damit. Absolute Stille lag über diesem Saal voller Männer in höchsten Positionen von Hotellerie und Tourismus. Noch nie hatten diese Männer das, was sie natürlich auch wussten, so direkt von einer Frau zu hören bekommen, die mit den betroffenen Frauen in Kontakt steht. Was sie erreicht hat, wissen wir nicht. «O you came five hours by train, to protect me», freute sie sich. Ein kleines grünes koreanisches Gefäss erinnert mich bei mir zu Hause an diese Frau aus der Zweidrittelwelt und an diese Erfahrung von Schwe-

sterlichkeit, wie ich sie noch nicht oft in meinem Leben gemacht habe. Sie ist ein Teil der Liebe, die ich meine.

Ursa Krattiger: Was Du jetzt erzählt hast, erinnert mich an das Wort Mary Dalys: «We have to live our course.» Wir müssen unsere Sache leben, ohne zu fragen, was es morgen, übermorgen oder in zehn Jahren bringt, einfach machen, was uns wichtig ist, darauf bauen, dass es ausstrahlen, Folgen haben wird. Dir würde der Titel aus dieser Serie nicht genügen: «Weil ich nicht will, dass die Welt stirbt.» Du willst, dass die Welt immer mehr der grossen Linie entspricht, die Dir wichtig ist.

Texte von Madelaine Lutz

Alberts letzte Tage

Dieser Bericht ist ein Zeugnis. Es handelt von der Begleitung eines drogenabhängigen Aidskranken, «eines geliebten Menschen auf seiner letzten Reise». Die Autorin arbeitet als Sozialpädagogin beim Aidspfarramt Zürich. *Red.*

Ich habe Albert neun Monate seines Lebens begleitet. Eine Schwangerschaft lang. Und jetzt wurde er wiedergeboren, hineingeboren in eine andere Welt, in eine andere Zeit. Die Begleitung eines geliebten Menschen auf seiner letzten Reise.

Ich bin Albert das erstemal in meinem Büro im Aidspfarramt begegnet. Er war verzweifelt, wusste nicht mehr weiter. Schulden, Drogen, Krankheit, Einsamkeit. Er suchte das Gespräch. Er brauchte mir keine Geschichten zu erzählen. Wir haben uns sehr schnell verstanden. Albert war ein Einzelgänger. Inmitten von Leuten fühlte er sich nicht wohl. Regelmässig kam er zu mir, wollte einfach reden, oder auch schweigen. In seiner Hosentasche hatte er kleine Magnetstücke. Damit spielte er und erklärte mir gleichzeitig den Sinn der Anziehungskraft. Bei solchen Diskussionen

konnte man die Zeit vergessen, denn Albert riss mich mit, seine Höhenflüge zu erleben. Meistens landeten wir im Weltall, und ich verstand seine Magnettheorie nicht mehr.

An einem Wintermorgen bekam ich einen Anruf aus dem Spital. Ich solle zu Albert L. kommen, er verlange nach mir. Ein Häufchen Elend in einem Rollstuhl. Eine Toxoplasmose hatte seinen schwachen Körper noch schwächer gemacht und gelähmt. «Das geht vorbei, ich will noch leben», flüsterte er mir ins Ohr. Stunden-, ja tagelang trainierte er seinen Körper. Jeden Tag zeigte er mir seine Fortschritte, und die waren erstaunlich. Aber das Zittern blieb. Er konnte kaum mehr schreiben und schon gar nicht zeichnen, was er leidenschaftlich gerne tat.

Dann kam der Zeitpunkt, an dem Albert in eine Pflegestation für Aidskranke über-